

pwts

MAGAZIN FÜR BEWEGUNG IN DER ARCHITEKTUR

01 | 2015

BRAUEREI IN NEUEM GEWAND VON 360 ARCHITECTEN

INTERVIEW MIT PROF. JOHANNES KISTER, KSG

**WIEDER BELEBT - DAS HOTEL
AM STEINPLATZ IN BERLIN**

TRANSFORMATION - KUNSTVOLLE VERWANDLUNG



Katrin Förster im Gespräch mit Prof. Johannes Kister in dessen Kölner Büro

ZU BESUCH BEI KSG, KÖLN

Tabula-rasa-Denken ist ihm fremd. Prof. Johannes Kister hat als Architekt vielmehr bewiesen, dass er Bestandsgebäuden mit viel Einfallsreichtum und Geschick ungeahnte Qualitäten entlocken kann. Seit dem Umbau der Agrippinawerft zum modernen Büro- und Wohnhaus, das der Kölner liebevoll „Siebengebirge“ nennt, sind die Architekten von ksg kister scheithauer gross bekannt als Spezialisten für das Bauen im Bestand. Johannes Kister ist 2007 mit seinem Büro in das Gebäude im Rheinauhafen gezogen und braucht seitdem nur von seinem Schreibtisch aufzuschauen, um eine Schute nach der anderen über den Rhein schippern zu sehen.

Interview: Katrin Förster und Lasse Ole Hempel

Blau-Gold-Haus, Gerling-Quartier, Quelle-Versandhaus ... das Bauen im Bestand wurde über die Jahre zu einem Spezialgebiet Ihres Büros. Dabei haben die Anfänge mit dem Gebäude zu tun, in dem wir uns hier gerade befinden – der Agrippinawerft, auch bekannt als „Siebengebirge“.

Ja, das kann man so sagen. Wir wurden 2002 mit dem Projektentwickler, der Pandion AG, zusammengebracht. Fast niemand in Köln glaubte damals an das Projekt und dessen Vermarktbarkeit. Aber aufgrund der großen Wohnungsbauerfahrung von Reinhold Knodel und der architektonischen Konzeption wurde das „Siebengebirge“ ein Erfolg. Die Wohnungen verkauften sich über Nacht und verzeichnen über die Jahre einen Wertzuwachs.

Sie haben unter anderem die extreme Tiefe der Räume bewusst erhalten und bewusst auf den Loft-Charakter gesetzt.

Wir haben uns gegen Einschnitte entschieden. Erstens, weil es keine Abstellräume gibt, und zweitens, weil wir die Großzügigkeit sehr schätzen. Wir haben die ganz großen Eingriffe vermieden, einfach auch, weil der moderne Architekt akzeptieren muss, dass ein Gebäude dieser Art einen ganz besonderen Charme hat. Unser Konzept bedeutete, zur Straße hin die prägnante Fassade zu belassen und zum Rhein hin „aufzumachen“. Dort setzten wir auf Loggien mit Faltschichten. Hier am Rheinufer ist es oft laut und windig; mit unserer Lösung kann jeder das Klima im Raum



Marcus Schwier



Das Gerling-Hochhaus wurde 1953 in damals innovativer Stahlskelettbauweise errichtet. Die Fassade aus Muschelkalk und Naturstein wird vom Kölner Büro ksg derzeit subtil saniert.

individuell regeln. Das war der Kompromiss, den wir mit der Denkmalpflege eingehen konnten. Es gab damals in dieser Lage nichts Vergleichbares.

In etwa zeitgleich wurden auch die Kranhäuser von BRT Architekten fertig. War dies der Startpunkt, um Köln zu modernisieren?

Wir haben bei diesem Projekt sehr wertvolle Erfahrungen gemacht und erwarben ein architektonisches Rüstzeug, um die große Zahl von in die Jahre gekommenen Bauten in Köln anzugehen. Mit dem Gerling-Komplex schloss sich bald in Köln für uns das nächste Projekt an, an dem wir bis heute arbeiten. Als der Gerling-Konzern die Gebäude verließ, rief mich Uwe Schmitz von der Frankonia Eurobau, welche das Areal erworben hatte, an und fragte: Was machen wir mit diesen 120.000 Quadratmetern? Anschließend wurde ein städtebaulicher Wettbewerb ausgeschrieben; da waren wir schon zuvor beratend für den Investor tätig und so mit der Thematik recht vertraut. Wir haben es mit einem bekannten und für die Stadt ungemein wichtigen Areal aus der Nachkriegszeit zu tun, das besondere Fragen aufwirft und einen ganz eigenen Zugang erforderte.

„Als der Gerling-Konzern die Gebäude verließ, rief mich der neue Besitzer an und fragte: Was machen wir mit diesen 120.000 Quadratmetern?“

Nämlich welchen?

Nehmen wir zum Beispiel das Ensemble in der Mitte des Gerling-Areals – das erste Bürohochhaus Kölns, das 1953 von den Architekten Helmut Hentrich und Hans Heuser errichtet wurde. Hier kann man schon von

einem Bau sprechen, der sich einerseits an den klassischen Formen orientiert und mit der patriarchalischen Selbstauffassung des Firmengründers Robert Gerling zu erklären ist, aber auf der anderen Seite in der Komposition von Horizontalen und Vertikalen absolut modern ist. Der behutsame Umgang mit der Nachverdichtung im Zentrum der Anlage ist eine Entscheidung, die auch anders hätte gelöst werden können, aber in der jetzigen Form der Raumqualität des Bestandes am ehesten gerecht wird. Wir mussten uns auch fragen, wie wir am besten mit der denkmalgeschützten Fassade aus Muschelkalk und Naturstein umgehen, ohne uns eine energetische Sanierung und DGNB-Zertifizierung zu verbauen.

Nicht nur die Fassade, auch die sogenannte „versteckte“ Stahlkonstruktion des Gerling-Hochhauses stellte sicherlich eine Herausforderung dar ...

Die Auseinandersetzung damit hat dazu geführt, dass ich bauforumstahl angesprochen habe und auf „versteckte Stahlbauten“ als ein interessantes

Thema der Nachkriegsarchitektur hingewiesen habe. Die reine Stahlkonstruktion wird hier erst sichtbar, wenn man das Gebäude entkernt. Letztlich mündete die Recherche in der Ausstellung „Modernisierung der Moderne“, die gemeinsam mit der Hochschule Dessau kuratiert wurde. Am Ende hat sich auch herausgestellt, dass man bei einem Abriss des fünfzehngeschossigen Haus Gerling anschließend dort nicht



Marin Claßen, Köln



Zur Straße hin die prägnante Fassade erhalten, in Richtung Rhein „aufgemacht“: die auch als „Siebengebirge“ bekannte Agrippinawerft in Köln

mehr so hoch hätte bauen dürfen. Die in Köln geltende Höhengrenzung bedeutete letztlich die Rettung des Bauwerks, zumal die Stahlkonstruktion eine flexible Verwendung für Wohnungsgrundrisse zuließ. Das Gebäude wurde entkernt; im Grunde kann man im Bezug auf das Innenleben von einem Neubau sprechen. Dadurch erklären sich auch die zum Teil sehr hohen Baukosten.

Stimmen Sie denen zu, die monieren, dass die Nachkriegsbauten – im Gegensatz zu den Gebäuden der Gründerzeit – kaum eine Lobby haben?

Viele erkannten den Wert der Fünfziger- und Sechzigerjahre Bauten lange nicht. Ein gutes Beispiel ist das Bikinihaus in Berlin. Ich bin ja oft im Bahnhof Zoo umgestiegen. Zehn bis fünfzehn Jahre lang sah es so aus, als wäre es nur eine Frage der Zeit, bis dem Gebäude der Todesstoß gegeben wird. Heute ist es förmlich wach geküsst worden. Mittlerweile können auch viele junge Menschen mit der Architektur etwas verbinden. Der Bau strahlt Leichtigkeit und Filigranität aus. Ich denke, die gesellschaftliche Wahrnehmung ist mittlerweile offener für Gebäude dieser Art. Ich muss dabei zugeben, dass ich selbst als Student das Konzept eines Gebäudes wie von dem Blau-Gold-Haus nicht verstanden habe. Ich fand es furchtbar kitschig und hätte bestimmt einem Abriss zugestimmt. Erst heute nach der Auseinandersetzung und dem Umbau des Gebäudes, den wir 2011 abschließen konnten, begreife ich die Lichtspiele an der Fassade. Dabei bin ich mir nicht sicher, ob es vom Architekten Wilhelm Koep 1955 genau so gedacht war: Er hat beispielsweise Kanneluren steinerner Architektur, die es kurz vorher im Dritten Reich gab, in ihr Negativ verwandelt und sich an diesem Ort mit den neuen Medien – mit Licht und künstlerischer Inszenierung – architektonisch auseinandergesetzt. Wir können das heute so lesen und gewinnen dem Qualität ab.

Ein anderes Gebäude, das Sie aber auf Antrieb in Ihr Herz geschlossen zu haben scheinen, ist das Quelle-Gebäude in Nürnberg ...

Hier haben wir es mit einer Ikone der Wirtschaftswunderjahre zu tun – auch weil der Architekt Ernst Neufert mit den hoch liegenden Bandfenstern im Äußeren eine bauliche Entsprechung für die Warenströme im Inneren fand, die dort in bis dato nicht gekannter Komplexität flossen

und gebündelt wurden. Heute ist das Gebäude im Besitz eines Insolvenzverwalters, der es gerne veräußern würde. Für die ersten Geschosse ist ein 18.000 Quadratmeter großes Einkaufszentrum geplant. Nur, was macht man mit der übrigen Fläche? Deswegen waren wir mit einem Gesamtkonzept beauftragt. Das Problem ist die Geschosseigentumslage, die aus dem Projekt unweigerlich ein Hybridgebäude macht. Leider stören sich die Banken sehr an der Tatsache, dass für die Geschosse unterschiedliche Konzepte nötig sind – was die Finanzierung bislang erschwert. Es zeichnet sich aber mit dem portugiesischen Investor Sonae Sierra, der auf das Quelle-Areal derzeit eine Kaufoption hält, eine Zukunft ab, die sehr spannend sein wird.

Was sind in der Regel die Bedenken, die Geldhäuser vorbringen?

Was beim Thema Transformation immer eine Rolle spielt, ist die Finanzarchitektur im Hintergrund, weil es keine simplen gestrickten, real geteilten Nutzungspakete gibt, und eine gewisse Vorsichtigkeit der Banken bei der Kostenkalkulation. Bei einem gewöhnlichen Neubau kann ich die Kosten und den Ablauf relativ genau vorhersagen. Beim Bestand ist eben nicht alles vorhersehbar und es bleibt ein Risiko. Meine Erfahrung zeigt aber, dass sich der Planungsprozess steuern lässt. Aber es bedarf Anpassungen. Leider dauern solche Prozesse. Beim Rheinauhafen hat es am Ende zwanzig Jahre gedauert, bis wirklich Bewegung in die Sache gekommen ist.

In Köln scheint es generell etwas langsam zu gehen ...

Köln ist schon ein bisschen speziell. Eine Zeit lang ist gar nichts passiert. Das langsame Tempo hat Investoren lange Zeit abgeschreckt. Im Augenblick gibt es in Köln viele Flächen, die auf ihre Entdeckung warten – das Areal Mülheim-Süd etwa. Außer vielleicht in Berlin gibt es in keiner Stadt so viele zentrumsnah gelegenen Transformationsflächen wie in Köln. Ein riesiges Potenzial, das lange brach lag und nur darauf wartet, ausgeschöpft zu werden.

Erfordert das Arbeiten am Bestand eigentlich einen bestimmten Architektentypus – einen, der nicht immer die ganz große Geste sucht, sondern vielmehr einen Sinn für das hat, das zu bewahren lohnt?



Transformation einer Ikone der Wirtschaftswunderjahre: das Quelle-Versandzentrum in Nürnberg in der Planung von ksg.

Für mich persönlich war bestimmt meine Zeit im Büro von Joachim und Margot Schürmann sehr prägend, bei dem ich nach dem Studium gearbeitet habe. Eine meiner ersten Aufgabe war, in der Kirche St. Martin, die Schürmann Anfang der Achtzigerjahre wiederaufbaute, Teile der Innenausstattung zu zeichnen – den Opferstock zum Beispiel. Gerne bin ich immer wieder in die Kirche gegangen, um etwa Maß für Ausstellungsdetails zu nehmen. Im Grunde gehöre ich zur Generation, die in das Bauen im Bestand quasi hineingewachsen ist. Dieses Tabula-rasa-Denken ist mir bis heute ein bisschen fremd. Natürlich entwerfen und bauen wir gerne Neubauten. Dabei ist vielen aber gar nicht bewusst, welche Kompetenz in der Bestandsentwicklung und städtebaulichen Transformation deutsche Architekten mitbringen.

Dabei haben Sie mit der Denkmalpflege, die in Europa über einen gewissen Einfluss verfügt, ab und an Ihre Reibereien?

Ich schätze diesen Diskurs, weil es hier auch um die Frage geht, was erhalten bleiben soll und wo es sich – drastisch formuliert – lediglich um Sentimentalität handelt. Transformation ist insofern interessant, als sie sich eben von der Denkmalpflege unterscheidet, da es zum Teil auch darum geht, etwas neu zu bauen und neu zu denken. Und hier beginnt für den Architekten die Herausforderung, die ungemein viel Spaß bereitet.

KSG, KÖLN

Aus einem Zusammenschluss junger Kölner Architekten gründeten Prof. Johannes Kister und Reinhard Scheithauer 1992 das Büro kister scheithauer & partner. Prof. Susanne Gross unterstützt seit 1997 als dritte Partnerin das Büro unter dem Namen kister scheithauer gross. 2006 wurde ein Büro in Leipzig eröffnet. Johannes Kister arbeitet seit 1994 als Professor für Entwerfen und Baukonstruktion an der Hochschule Anhalt (FH) am Bauhaus Dessau. Das Büro hat ca. 50 Mitarbeiter und beteiligt sich an vielen Wettbewerben. Rund 40 Bauten wurden bislang realisiert, zahlreiche davon ausgezeichnet. www.ksg-architekten.info